

### Schmugglerliffe.

Wer viel zu reifen gezwungen ist und dabei fremde Zollgrenzen überschreitet, wird sehr oft in die Geleise der Schmugglerliffe verwickelt. Es sind meistens Segenswünsche, die über die Beamten laut werden, die ungeschickterweise das Gepäck der Reisenden nach Gegenständen durchsuchen müssen, die nach den Befehle der verschiedenen Länder der Verzollung unterliegen. Wer sich bei Zeiten erinnern kann, wo in Deutschland noch allgemein die Maß- und Schloßsteuer be-



Höher Metallgürtel.

stand, wo also auch die Kommunen ein gewisses Zollrecht ausüben, der wird wissen, daß es damals durchaus nicht für unerlaubt galt, den fremden Gesandtschaften ein Schnippchen zu schlagen, und die steuerpflichtigen Waaren wurden mit um so größerem Behagen verschoben, wenn bei Hinterziehung der Steuer ein ganz besonders scharfsinniger Trick angewendet worden war. Die Freude über einen gelungenen Streich kam hinzu.

Nun sind derartige Scherze meist unschuldiger und harmloser Natur. Der Schmuggler aber, der an den verschiedenen Landbegrenzen besteht und bei in großen Stil und gewerbsmäßig betrieben wird, charakterisiert sich aus verschiedenen Gründen als ganz etwas anderes; er fordert die gewalttätige Wöhrde des Staates heraus, der mit allen Mitteln verhindern will und muß, daß ihm seine Einnahmequellen unterbrochen werden. Mitterweile ist dabei nur, daß die Leute, die sich gewerbs- und gewohnheitsmäßig mit dem Schmuggel befassen, sich fast immer der Sympathie der großen Masse des Volkes erfreuen, weil ihr Geschäft mit einem gewissen Schimmer der Romantik und der Poesie umgeben ist.



Mappe und Rod aus Kaukasus.

Jeder von uns hat sicherlich schon Schmugglerromane gelesen, sowie man namentlich in der Jugend Seeräuber- und Wälschenerromane verschlingt. Immer ist die Phantasie mit dem Sehenswerten, die riskanten Leben, Gesundheit und Freiheit, ihre Treiben und Tun ist mit Gefahren verknüpft, und man freut sich unwillkürlich mit dem Vorfahr, wenn es ihm gelingt, seine Schmuggelware erfolgreich zu vertheiligen und seinen Verfolgern zu entgehen.

Der Schmuggel aber ist heutzutage in ein richtiges System gebracht worden. Man zieht nicht mehr, wie es wohl früher der Fall war, mit seinem brüderlichen Pack beladen und zu Wanden vereint, über die heimlichen Gebirgswege in stöckelnder Nacht, nachdem man dafür gefordert hatte, daß die „Grünen“, oder wie man die Grenzschützen sonst nach der Farbe ihrer Uniformen nannte, durch geschickte ausgebreute falsche Nachrichten noch irgendeinem anderen Ort gelockt wurden. Wie im modernen Leben überhaupt das Verbrechen durch einen großen Teil seines Nimbus eingebüßt hat, so ist es auch hier der Fall. Der Schmuggel kerzt heute darauf, den



Gefäße mit doppeltem Boden.

wachsamem Beamten zu hintergehen, und zwar nicht in der plumpen Weise, daß man ihn hin- und herbeht, was ja auf die Dauer schließlich jeder merkt, wenn er zum Narren gemacht wird, sondern der moderne Schmuggler hat sich, genau wie andere Gesetzesverlezer, der Technik bemächtigt, und er versucht den Beamten durch harmlos und unbedenklich aussehende Gegenstände über deren wahre und im wahrsten Sinne des Wortes „innere“ Qualität zu täuschen.

Natürlich entwickelt sich hierdurch ein gegenfeitiges Ueberdrehen an Schachfingern. Man hat wohlbelebiger Herr, der den Einbruch eines behäbigen, luftwandelnden Spieghüblers macht und der ganz offensichtlich seine Straße zieht oder im Eisenbahnwagen

scheinbar eingeschlafen ist, um scharfchend den Revisionen der Beamten zu entgehen, so wie es sich gefallen lassen, daß er höflich, aber bestimmt aufgefordert wird, seine Wäsche zu öffnen. Sein Embonpoint ist verdächtig. Und statt des wohlgenährten Unterleibes erscheint bei ihm — wie es im Schmugglerjargon heißt — der Alkoholbauch. Ein Blechbehälter, der nach Art der Cigarettenetuis mit einer Conca- und einer Conzerseite gefüllt ist und der eine beträchtliche Menge der zu versteuernden Flüssigkeit enthält, wird ihm „abgenöpft“; der dicke, freundliche Herr entpuppt sich als ein schmachtiger, hagerer Schmuggler, der auf diese Weise sich oder seinen Auftraggebern ein billiges Gläschen verschaffen wollte. Hätte er jenseits der Grenze sich den Alkohol wirklich einverleibt, so wäre er wahrscheinlich mit seinem Raubfeuerzeug nach Hause gelangt, so aber verfällt er dem rächenden Arm des Gesetzes. Ein anderer mit gewichtiger Miene, mit gefalteter Denkerfärb, eine scheinbar schwere Aktentasche am Arm, denkt nur der Prospekt, die er zu führen hat. Kein Mensch würde glauben, daß ein so durchlässiges Instrument, wie eine Abolatenmappe, zur Aufrechterhaltung von Flüssigkeiten dienen könnte — das unscheinbare Ding ist aber innen



Höher Stuh und Kummel.

mit Wachs gefüllt, und statt wichtiger Dokumente höchster Art birgt die Lederhülle den verbotenen Alkohol. Die schönen Zeiten der Lournäute sind ja dahin, hoffentlich unweigerlich — manche dieser Aufwandschancen aber bestanden aus Raubschiffen, und sie waren, bei der Höflichkeit, deren sich auch Steuerbeamte im Allgemeinen den Damen gegenüber fleißigen, nur allzubaufällig Verstecke für irgendwelche Conterbande. Würdevoll und schwarzgekleidet, mit grammdurchdrungenem Antlitz — Teilnahme und Mitleid sind auf dem Gesicht ausgesprochen — nähert sich Jemand dem Zollhaus. Ein naber Verwandter muß geborgen sein, denn der Leidtragende führt einen riesigen Trauerkranz mit sich. Jener, außer dem Zollbeamten, würde dem Betroffenen seine Teilnahme und sein Mitleid darbringen, der Gefeswachter aber betrachtet und befühl mit ganz anderen Absichten — er entlarvt den Sünder, denn die Tobtenklagen sind um einen hiden Wachsreifen befestigt, dessen Inhalt keineswegs traurige Gedanken aufkommen zu lassen bestimmt ist. Gefäße mit doppeltem Boden sind sehr beliebt, im oberen Teil des Gefäßes schwappert die Milch der frommen Dentungst, aber unten ruht ein verbotener Saft, der keineswegs für Säuglinge bestimmt ist. Wäcker in schönem Einband, aber mit einem Wachsreifen als Inhalt, enthalten Produkte der Schnapsbrennerei. Auch Pferdeumwels und Wagenfische sind oft hoch und zur Aufnahme von Schmuggelwaaren bestimmt.

### Einex, der sich zu helfen weiß.



Nazi, der Sohn des Donisbauern, darf auf einige Tage in die Stadt zu Verwandten. Unter anderen guten Rathschlägen gibt ihm der Alte auch den mit, daß er, wenn man ihm beim Essen zum zweitenmal anbietet, nie gleich annehmen dürfe, sondern sich mehrmals bitten lassen müsse; das sei so Mode bei den Stadtleuten und gelte für sein.

In dem Hause aber, in das Nazi kam, machte man solchellstände nicht, und als er die Anbittplatte das zweite Mal dantend zurückwies, drang man nicht weiter in ihn. Sehr befremdet schaute Nazi nun auf das ledere Gericht, immer noch hoffend, man werde ihm nochmals anbieten. Aber es blieb bei dem ersten: Nazi, magst noch mehr Anbitt!

Doch Nazi ist nicht auf den Kopf gefallen — er findet einen Ausweg durch einen guten Einfall. Schnellig hört man ihn plötzlich seinen Nachbar fragen: „Was habt ihr jey' au' vorig' g'sagt?“

### Die zwei Trinter.



„Sonderbar! Ich kann kein volles Glas vor mir sehen!“  
Bei mir ist's umgekehrt! Ich kann kein leeres Glas vor mir sehen!“

### Ein Malerparadies.

Die Pariser machen sich gern lustig über sie, und in ihren Witzblättern darf der bretonische Bauer mit seinen bauschigen Hosen, dem Wänderhut, den klügigen Holzpantoffeln und seinen rührend allfremden Anscheinungen ebenso wenig fehlen wie der unermessliche, nur von Sauertraut und Bier träumende deutsche „Herr Professor.“ Aber die französischen Maler und Poeten haben den melancholischen Seiden der Bretagne schon längst feinere und tiefere Reize abgesehen verstanden, als der Stiff des Karikaturlisten, der nur die unfreiwillige Komik sieht. Es ist ein Stück originaler



Mutter und Kind.

Welt, jene Nordwestküste Frankreichs, ein Stück Urvollständigkeit, und das will etwas bedeuten für den Freund ursprünglicher Sitten und Zustände in unserer alles nivellierenden und uniformierenden Zeit.

Bekanntlich darf Frankreich seine bretonischen Landestinder gewissermaßen nur als Adoptionsprolinge betrachten, denn nach Abstammung und Sprache gehören sie, wie auch ihre Sprache schon anbeutet, mehr zu den britischen Rassen. Aber mit diesen ethnologischen und linguistischen Beziehungen sind auch die geheimen Fäden, die zur Insel unserer angeklärten Welt hinüberleiten und dem bretonischen Bauern schwerlich zum Bewußtsein kommen, völlig erschöpft, denn der Breton ist mit Leib und Seele Franzose, ein heimathlicher Patriot mit stark ausgeprägten republikanischen und liberalen Neigungen, der in zahlreichen blutigen Kämpfen seine ganze Tapferkeit bewiesen hat.



Marktscene.

Wild und düster wie das irische Karstland, von keinen bunten Farben belebt, von keiner Fruchtbarkeit gesegnet, im Innern voller Schluchten und Spalten, an den steilen Klüften bizar zerklüftet, so steht die Bretagne in ihrem Gegenfatz zu den üppigen Acker- und Wiesengründen der französischen Erde. Obwohl bedeutende Erhebungen fehlen, erinnern doch Klima und Bodencharakter in ihrer Rauheit an Hochgebirgsbänken. Und wie der Mensch ein Produkt seines Landes ist, so zeigt sich auch der Breton in seinem Wesen als etwas echt Bodenwurzliches. Die Nebel und Stürme seiner Heiden, die Kämpfe mit den Elementen und die lange Scholle haben ihm den Stempel aufgedrückt. Er ist ernst und schweigsam, poetisch empfänglich, bedürfnislos, aber auch, trotz seiner Abgeschlossenheit und Zähigkeit, unwillig und roh, zu den Ausartungen des Aberglaubens und zur Trunksucht neigend. Seine tollste Sprache, das Bretonisch, wird zwar vom Französischen mehr und mehr beeinflusst und zurückgedrängt, aber immer noch, in verschiedenen Mundarten, von über einer Million Menschen gesprochen.

Unsere Bilder geben lebhaftere Vorstellungen von bretonischen Gehalten, Kleidern und Sitten. Die Mädchen und Frauen tragen hübsche Hauben,



Fischer.

eine Bretonin ohne diesen charakteristischen Kopfschmuck wäre unvollkommen; sogar die ganz kleinen Säuglinge bekommen ihre Häubchen aus, und zwar haben die der Mädchen eine Quaste, die der Mädchen einen Knopf. Bei religiösen Witzgängen tragen die alten Männer und Frauen dunkle Kleider, die jüngeren verputzten Frauen, die das Madonnenbild geleiten, bunte, reichgestickte Schürzen, während die Jungfrauen und kleinen Mädchen in der Farbe der Unschuld drangen. Zum Werttagsgerand gehören jene schweren, aus einem einzigen Stück Holz gearbeiteten Pantoffeln, wie sie in Holland getragen werden — die so blump erscheinen und

doch unter den Füßchen der frischen jungen Mädchen so lustig klappern, wie die leichten Pantoffelchen einer Märchenprinzessin. Unter den vielen Eigenthümlichkeiten des bretonischen Volkslebens verdienen auch die Haarmärkte Erwähnung. Die großstädtischen Großstädter brauchen — es soll wirklich vorkommen — mitunter mehr Haar, als eine stiefmütterliche Laune der Natur ihnen zugestanden hat, aber auch für Theaterperioden, Zoupeus u. s. w. überträgt die Nachfrage bei weitem das Angebot. Schönes, langes Haar, zumal blondes, ist deshalb, launisch gesprochen, ein „getragter Artikel“ und wird theuer bezahlt. Die von irischer Eitelkeit nicht sonderlich geplagten Dichter der Bretagne wissen diese Nachfrage gut auszunützen und opfern ihre natürliche Hauptziele gern auf dem Altar praktischer Erwägungen. Alljährlich zu bestimmten Zeiten werden in den Landgemeinden förmliche Haarmärkte abgehalten, auf denen sich die heranwachsenden Mädchen den Händlern vorstellen und, falls man über den Preis einig wird, das Haupt der mitleidlosen Schere beugen. Ihre Lieb-



Fischvertäufser.

haber können zwar nach dieser Prozedur unmöglich mit dem Dichter singen: „Sich duftet der Ozean in deiner Loden Geroll“, aber das bretonische Häubchen verdirbt die Stätte der Vertäuung, und im Lauf der Monate sorgt die Natur für Nachwuchs.

Im Innern des Landes sind die Bretonen mit Vorliebe Schäfer und Schweinezüchter, an der Küste Fischer, dazu kommt ein wenig Heides- und Waldwirthschaft. Dem blauen Großhäubler mag ihr Leben arm und farblos erscheinen, aber die Maler kommen gern in das Land der Schwermuth und finden dort eine reiche Ausbeute an Stimmungen und Motiven. Ungern scheidet der Breton vom Heimathland. Es geht ihm eben wie dem Bauern im Allgemeinen, der jede Festung auf dem Land seiner Väter, das er bebaut, und sich schwer löstreiht von seiner Scholle. Gewöhnlich sind es — von den Fischern abgesehen — nur junge Mädchen, die ihre Karten verlassen, um als vielgehehrte „bonnes a tout faire“ nach dem verführerischen Paris oder andern Großstädten zu pilgern, in der Hoffnung, dort ein angenehmeres und leichteres Leben



Gruppe alter Männer.

führen zu können als zu Hause. Leider vollzieht sich dann oft genug eine Metamorphose; aus der rauhen, bestpötelten Larve entpuppt sich unter dem Einfluß der Großstadt allmählich ein bunter, gaulebender Schmetterling, der seine frische, herbe Natürlichkeit, seine muntere Laune und seinen kindlichen, ungezwungenen Frohsinn in gar nicht allzu langer Zeit einbüßt und dagegen in die diesem Fall recht zweifelhaften Errungenschaften moderner Kultur und großstädtischen Lebens eintritt.

### Die jugendliche Gulalia.



„Ist das Bubel mit Ihnen verwandt, Fräulein Gulalia?“  
„Ja — wir sind miteinander aufgewachsen!“

### Der Taucherhelm.



Im Dienste des Automobils, als Schutz gegen Wind, Staub, Rauch, Geruch u. s. w.

### Zur Reform der Frauenracht.

Die Frage der Reform der Frauenkleidung vom hygienischen Standpunkt wird schon lange eifrig diskutiert, und so begeht man leicht, daß auch die „Dokumente der Frauen“ diesen Gegenstand eingehende Erörterung widmet. Das neueste Heft der genannten Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit der Reform der Frauenkleidung und bringt hierüber eine Reihe lehrreicher Abhandlungen, Gutachten von Ärzten, Künstlern und Schriftstellern. Im Folgenden geben wir einige dieser Gutachten wieder:

Professor Alfred Müller meint in seinem Aufsatz „Gedanken über Frauenkleidung“, daß der eine Punkt, um den sich die Frage dreht, das Arbeitsgewand der Frau sei. Aber man dürfe die fünfzig Frauenracht nicht in der Nachahmung der Männertracht suchen. Und dies sei der zweite Punkt, um den sich die Frage dreht: es sei ein weibliches Arbeitsgewand, das gesucht wird. „Das größte Hinderniß aber“, heißt es weiter, „das der Entwicklung einer Frauenracht derzeit im Wege steht, ist die herrschende Gewohnheit einer maßlosen Verlogenheit in der Kleidung.“

„Da und die Knöpfe, die nicht zum Knöpfen dienen, die Schließen und Schnallen, die nichts schließen, die Wänder, die nichts binden, die Knoten und Maßchen, die nichts zusammenhalten, die Spitzen und Franzen und sonstigen freien Einbügungen, die nichts beenden, die Einlagen, die nicht angelegt sind, die Plastrons und Unterarmel, die nur foneit fe sichtbar werden, wirklich vorhanden sind, die „aufgedruckten Kreuzschiffmuster“ und „gewebten Stickerien“ und „aufgelegten Arbeiten, die mit gebrechelten Holzfäsern ausgeflochtenen Quasten, die gewirkten Handtücher, die wie schwedische Leder ausfallen, die Schürzen, die in Wirklichkeit zum Zutunfen sind, die Knäufel, die in Wirklichkeit die Knäufel des Schließens, die Knäufel des Knäufelns und der Knäufelns, die in Wirklichkeit alle zugeknallt oder gehäkelt werden, und die Blumen aus Leinwand und Blüsch, die ausfalten wie gewachsene, und die Cellulosefäden und „Nadeln, die Schindtröt und Korallen und Perlmutter vorzuführen müssen. Und dann alle die ganz offenen als „falisch“ benannten Dinge! Falische Röde, falische Säume, falische Ärmel, falische Kragen, falische Taschen — ich glaube, es gibt keinen Teil der weiblichen Kleidung, der nicht noch ein zweites Mal „falisch“ erzfährt.“

Aus Hermann Bahrs' Aufsatz: „Zur Reform der Tracht“ sei Nachstehendes citirt: „Wann zieht sich der Deutsche oder die Deutsche gut an? Wenn sie ausgeht, wenn sie in Gesellschaft geht, wenn sie Besuch erwartet, kurz, vor fremden Leuten. Sonst weniger. Wenn man eine Deutsche unermüdet besucht, muß man warten, weil die „gnädige Frau nicht angezogen ist.“ Die gnädige Frau ist zu Hause nie angezogen, sie wird erst öfentlich elegant. Ihre Eleganz ist ein Costüm vor den Leuten, das sie darum auch ungeschickt trägt, weil es ihr ungewohnt ist. Ich meine nun, wirkliche Eleganz würde umgekehrt handeln.“

Aus den zahlreichen lehrreichen Gutachten von Verzten über das Wiedertragen sei insbesondere auf folgende hingewiesen:

Univeritätsprofessor Dr. C. Breus spricht sich für leichte, niedrige Niederformen aus, wie sie heute als sogenannte Centuren viel getragen werden. Solche Nieder seien nicht nur unschädlich, sondern sogar von Vortheil, wenn sie derart gewählt werden, daß sie sich der Körperform geschmeidig anpassen, ohne dieselbe irgendwie zu zwingen.

Kurz und energisch spricht sich der Chefarzt der Rettungsgesellschaft, Dr. Heinrich Charas, gegen das Wieder aus. Er sagt: „Ich möchte nur hervorheben, daß das Wieder jahrelange Odemachten und andere plötzliche Erregungen verursacht und daher oft der Störenfried manchen Vergnügens wird. Die Befestigung zur Befestigung des Wieder's können von uns Verzten nur auf das Beste befürwortet und gefördert werden.“

Univeritätsprofessor Dr. Max Rossmich spricht sich wie folgt aus: „Obwohl ich ein leichtes, gut passendes und nicht geschnürtes Wieder nicht gerade für absolut gesundheitsförderlich halte, kann ich doch in der Emanzipation von diesem in den meisten Fällen ganz überflüssigen Toilettengegenstand nur einen Fortschritt erblicken, den ich, wie eben fortgeschritt, mit Freuden begrüße. Die so sehr gefürchteten Bestimmungen der Wirbelsäule werden durch die künstliche Stütze nicht hintergehalten, sondern nur durch die Schwere des allgemeinen Kräftezustandes, und dieser wird am besten durch reichliche Bewegung im freien und durch die verschiedenen Sportübungen herbeigeführt, für welche das starke Wieder nur hinderlich sein kann.“

Die Aerztin Dr. Georgine v. Roth ist der Meinung, daß das Wieder bei jugendlichen Individuen schädlich ist, selbst wenn es nicht die Brustorgane und Baucheingeweide preßt, weil es die Rückenmuskulatur unentwickelt läßt. Bei älteren Individuen ist es ebenfalls, so lange nicht ästhetische Rücksichten, wie die Aufnahme des Unterleibes und der Brüste, dazu nöthigen.

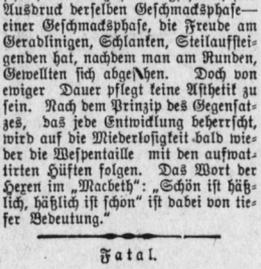
Univeritätsprofessor Dr. Friedrich Schotta beginnt: „In der Frage des Wiedertragens dürfte wohl kein Arzt ein anderes als das schärfste Verbammungsurtheil auszusprechen in der Lage sein.“ Der Schluß aber lautet: „Daß die Ernährung und Funktion nicht nur der Unterleibes- und Verdauungsorgane, sondern auch die der Brustorgane, der Muskeln des Rückens durch das Wieder schwer gefährdet werden, will ich hier nur anbeuten: Darüber erzfährt eine große Literatur, an der die Frauen achtlos vorübergegangen.“

Ich wünsche Ihrem Unternehmen vollen Erfolg, würde Ihnen aber rathe, um Fäher zu gehen, sich mit irgend einem großen, tonangebenden Pariser Schneider oder einem Londoner Tailor zu associiren. In der Hand dieser liegt ein Wandel zu schaffen. Mit Verunmüthgründen ist hier nichts auszurichten.“

Walerin Blau = Lang schreibt: „Eine gut gewachsene Frau, die feste, weiche Formen hat (ohne die zu sein), wird schön sein, ja schöner, ohne Wieder zu tragen. Aber ich kann nicht leugnen, daß mir die nachlässige, zusammengefallene Haltung der nicht Wieder tragenden Frauen und Mädchen sehr mißfällt. Eine zu fest geschnürte Taille hat mir immer nicht nur nicht gefallen, sondern es that mir geradezu weh, eine solche zu sehen. Aber das Tragen hoher, fester Wieder (was ich nie begreifen konnte) ist ja ein überwundener Standpunkt, und ich glaube, künstlicher Schön wird auch immer das sein, was der Gesundheit des Menschen am entpredensten ist.“

Professor Muther äußert sich wie folgt: „Ich glaube, daß sich bestimmte Regeln für diese Dinge nicht geben lassen. Die Eine kann ohne Wieder gehen, Andere können es nicht. Auch wird die Anticorsettbewegung zu dauernden Ergebnissen schon deshalb nicht führen, weil alle Wandlungen der Mode — wie die der Kunst — durch ein reines Contrastbedürfniß bestimmt werden. Augenblicklich lieben wir die gerade Linie. Pavis de Chavannes und Burne Jones haben, den Anforderungen des hellenischen Tempelstils und des gothischen Glasfensters Rechnung tragend, in ihren Bildern den Frauenkörper auf die griechische Säule, auf den gothischen Pilaster stilisiert. Und — wie das immer so geht — das Leben folgt nur der Kunst. Somoß die Wiederlosigkeit wie das Corset Einstphide, das die Hüften wegschnürt, sind Ausdrud derselben Geschmackspolone einer Geschmackspolone, die Freude am Gerablinigen, Schlanen, Silhouettegenden hat, nachdem man am Runden, Gewellten sich abgeben. Doch von ewiger Dauer pflegt keine Weisheit zu sein. Nach dem Prinzip des Gegenfatzes, das jede Entwicklung bedingt, wird auf die Niederlosigkeit bald wieder die Westentaille mit den aufrechtstehenden Hüften folgen. Das Wort der Hergen im „Macbeth“: „Schön ist häßlich, häßlich ist schön“ ist dabei von tiefer Bedeutung.“

### Starke Einbildung.



Fatal.

„Herrschhaft, jeh hat der Maler dös große Bild, wo i' und meine zwei Ohsen drauf fan, für 10.000 M. verkauft. Meine Ohsen hann 2000 Mark 'lost — da bleib'n für mi' 8000! ... Dös hätt' i' net' glaubt, daß i' so viel werth waar!“

### In der Kunstausstellung.



Wie er nicht im Stande ist, sein Glas zu erheben, ohne es sofort auszurinken.

### Profig.



„Warum willst Du denn nicht mit Fräulein Vertha tanzen?“  
„Unter 100 Wille tanz' ich überhaupt nicht!“

### Unangenehm.



„Ich war leghin auf sechs Wochen verweist.“  
„Ja, ich habe es unter „Gerichtsaal“ gelesen.“

### Aus der guten alten Zeit.



Hauptmann: „Aber, Zibfemeier, warum seht Ihr denn gestern Abend nicht zum Appell gekommen?“  
Untersoffizier: „Konnt' net, Herr Hauptmann! Mei' Alte war gestern in meiner Uniform auf'm Maskenball!“

### Der folgsame Patient.



„Alsdann wie gesagt! Sie werden sich bald erholt haben, wenn Sie thun, was ich Ihnen sage: Ich werde Ihnen etwas verschreiben, dann nehmen Sie hier im Hotel, die Kost ist ganz gut. — In acht Tagen komme ich wieder nachhese.“



„Nun, Sie scheinen ja wieder ganz am Platz zu sein?“  
„Danke der Nachfrage, Herr Doktor, jeh geht es schon gut!“  
„Ja, aber wie kommen Sie denn zu der Menge Kaffee?“  
„Nun, der Herr Doktor haben doch gesagt, ich soll täglich drei Schläffel nehmen! Aber jeh ist es höchste Zeit, daß ich aufhöre, denn mir scheint, der Hotelier merkt es schon.“

### Starke Einbildung.



Fatal.

„Herrschhaft, jeh hat der Maler dös große Bild, wo i' und meine zwei Ohsen drauf fan, für 10.000 M. verkauft. Meine Ohsen hann 2000 Mark 'lost — da bleib'n für mi' 8000! ... Dös hätt' i' net' glaubt, daß i' so viel werth waar!“

### In der Kunstausstellung.



Wie er nicht im Stande ist, sein Glas zu erheben, ohne es sofort auszurinken.

### Profig.



„Warum willst Du denn nicht mit Fräulein Vertha tanzen?“  
„Unter 100 Wille tanz' ich überhaupt nicht!“

### Unangenehm.



„Ich war leghin auf sechs Wochen verweist.“  
„Ja, ich habe es unter „Gerichtsaal“ gelesen.“

### Aus der guten alten Zeit.



Hauptmann: „Aber, Zibfemeier, warum seht Ihr denn gestern Abend nicht zum Appell gekommen?“  
Untersoffizier: „Konnt' net, Herr Hauptmann! Mei' Alte war gestern in meiner Uniform auf'm Maskenball!“